

Von dieser Zeitung erscheint wöchent-
lich eine Nummer von in der Regel
zwei Bogen in Umschlag. —

Preis des ganzen Jahrgangs von
62 Nummern 8 Thlr. Abonnement
nehmen alle Postämter, Kunst- und
Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Sechsdreißigster Jahrgang.

Neue Folge

Zweiter Jahrgang.

No. 12.

Donnerstag, am 16. September.

1852.

Carlo.

Novelle.

(Schluß.)

5.

Es war ein herrlicher Sommerabend. Die glühende Tageshitze war einer kühleren Temperatur gewichen, ein angenehmes frisches Lüftchen fächelte die noch glühenden Wangen, und was sich nur bewegen konnte, verließ im nahen Städtchen seine vier Pfähle, um sich in den neu belebten Fluren zu ergehen. Frohe Gesänge, lebhafte Gespräche wechselten mit herzlichem Lachen und harmlosen Scherzen. Nur das Landhaus, der Wohnsitz der jungen Gutsfrau, bot den schneidendsten Kontrast. Nur selten sah man sie lustwandeln; aber den Armen der Umgegend war sie wohl bekannt; oft war sie in ihren niedern Hütten, wenn sie schon an aller Hilfe verzweifelten, mit dem kleinen Junker an der Hand wie ein Friedensbote erschienen, und hatte durch ihre Gaben und ihre ermunternde Freundlichkeit überall Segensspuren hinterlassen. Solche Züge der Wohlthätigkeit, in denen allein ihr Herz für das schwere Leid, das ihre Brust zu belasten schien, Beruhigung fand, hatten die Aufmerksamkeit

eines Mannes erregt, der aus fremden Landen in seine Heimat zurückgekehrt, in der Nähe ein bedeutendes Landgut besaß. Ein besonderes Verlangen trug er nach dem Gute, auf welchem sich, wie meine Leser schon errathen haben werden, Emilie mit ihrem Liebling Gustav befand. Auch war es schon unserer Emilie erzählt worden, ein fremder Mann besuche seit einiger Zeit sehr oft das Grab der verstorbenen Gutsfrau und nie sehe man ihn ohne Rührung von demselben scheiden; doch die Verlassene beachtete es nicht, sie dachte nur an Einen, an ihren Gatten. —

Ein eigenes wehmüthiges Gefühl bemächtigt sich unser, wenn wir ein Gemach betreten, in dem wir eine verlassene, trostlose Wittwe finden. Traurig welkt die Blume, die ihre Stütze verloren, die einzelnen Blätter erinnern an verblühte Schönheit.

Wer Emilie früher gekannt und sie hier am Flügel mit schlaff herabhängenden Armen, glanzlosen Augen im dunklen Trauerkleide gesehen hätte, der hätte es nicht geglaubt, daß sie einst wie Eris den Apfel der Zwietracht, unter die Göttinnen, unter die Männer geworfen, und daß selbst das Eis der kältesten Herzen vor der Glut ihrer Augen geschmolzen war.

So eben hatte sie eine Phantasie, die ein zerrissenes Herz, das nur auf ein besseres Jenseits hofft, erkennen ließ, mit einem klagenden Adagio beendigt, der schöne Kopf ruhte in der Hand, während sie mit der andern noch spielend über die Tasten fuhr. Der muntere Gustav war mit seiner kleinen Gemäldesammlung beschäftigt, und ordnete seine Truppen zu einer Schlacht, die gar mörderisch ausfallen sollte, als ein Diener eintrat und der Gebieterin meldete, Herr v. Steinbach wolle die Ehre haben der gnädigen Frau aufzuwarten.

„Steinbach,“ sprang Emilie auf, „hast Du recht gehört? — er soll mir willkommen sein.“

Ihr Körper bebte, krampfhaft hielt sie die Lehne eines Sessels umfaßt, ihr Auge war nach dem Eingange gerichtet, durch den jetzt eine hohe Gestalt eintrat. Gustav hatte von seinem Spiele aufgeblickt, und als er nun den Fremden sah, lief er ihm entgegen: „Vater, liebes Väterchen, bist Du wieder da.“

Es war auch die seltenste Aehnlichkeit der Gesichtszüge, dieselbe Freundlichkeit, dieselbe Hoheit, nur daß einige Falten in seiner Stirn sich eingegraben. —

Ueberrascht hatte sich der Fremde zu dem Kleinen niedergebeugt, ihn auf seine Arme genommen, und betrachtete ihn jetzt, als wollte er die Züge eines lieben Todten in ihm wiederfinden. Nun setzte er ihn nieder und trat vor Emilien, die noch immer, wie eine weiße Marmorstatue blaß, auf einer Stelle geblieben war.

„Sie werden vergeben, gnädige Frau, daß ich alle Gesetze der Höflichkeit unbeachtet ließ, mein Gefühl riß mich hin; dieser Kleine mahnt mich an einen Jüngling, der mir sehr nahe stand.“

„Auch Sie, mein Herr!“ versetzte Emilie mit zitternder Stimme, „sind einem Manne ähnlich, der mir einst sehr theuer war.“

„Also todt! o wie wahr sagt der Dichter: Keine Seligkeit reift hier unter dem Monde; — auch ich hatte einen hoffnungsvollen Neffen; ein kränkender, ungerechter Verdacht jagte ihn hinaus in die weite Welt, vielleicht in ein Grab; zu spät sah ich meinen Irrthum ein, als ein alter Diener mir Beweise von der Unschuld meines Brudersohnes gab, den ein Bube, der das Verbrechen begangen,

mir verdächtig gemacht hatte; — umsonst! ich hatte keinen Sohn mehr; vielleicht schmachtet er im Elende und flucht jetzt seinem Vater, der sein Lebensglück vernichtet.“ Erschöpft hielt er inne.

„O, glauben Sie das nicht,“ — sprach innig bewegt Emilie, „Friedrich wird seinem guten Onkel, von dem er so oft mit gerührten Herzen sprach, nie fluchen.“

„Sie kennen ihn? Um meiner künftigen Ruhe willen beschwöre ich Sie, wo ist er, — lebt er, — verzeiht er mir?“ —

„Er verzeiht Ihnen — ich war, oder bin vielleicht noch seine glückliche Gattin.“

Nun erzählte Emilie Carlo's Geschichte seit ihrer Bekanntschaft. Gerührt schloß sie der Alte an seine Brust. „Meine Tochter! wenn ich nach dem an dem Edlen begangenen Unrechte noch den Namen eines Vaters verdiene.“

„Mein Vater! wie wohl thut es mir dieses Wort nach so langer Entbehrung wieder auszusprechen. Doch hier haben Sie Ihren Neffen wieder,“ dabei zeigte sie auf Gustav, der den Dheim beim Rocke hielt.

„Ja, ich will Dir den Vater ersetzen, mein Kind. Seien Sie nicht traurig, liebe Tochter, wir werden auch Friedrich gewiß bald wiedersehen.“

Unter solchen Gesprächen verfloß der Abend schnell und noch immer traf der biedere Alte keine Anstalten zum Gehen, ja er gab endlich den herzlichen Bitten seiner Tochter nach, und übernachtete in Emiliens Landhause. Nach seinem Berichte war er gekommen, um mit der Gutsfrau über den Ankauf des kleinen Gutes zu sprechen; er war gekommen, ein Gut zu kaufen, das für ihn so viele Erinnerungen erweckte; nun hatte er es zwar nicht gekauft, aber da Beruhigung gefunden.

6.

Die große Völkerschlacht war geschlagen; Hermanns zürnender Schatten lächelte wieder versöhnt seinen kräftigen Enkeln, die das Joch abgeschüttelt in den deutschen Auen. — Zerstreut zogen die versprengten französischen Adler im gelähmten Siegesfluge über den deutschen Rhein zurück und suchten noch auf ihrer Flucht das, was früher ihren beutesüchtigen Augen entgangen war, mit ihren Klauen sich zuzueignen.

Auch dem Städtchen L., in dessen Nähe Emilie wohnte, drohte das Unglück von diesen zudringlichen Gästen besetzt zu werden. Die Furcht vor den sich immer nähernden Gefahren, da diese friedliche Gegend bald ein wilder Kriegsschauplatz zu werden drohte, hatte Emilien bewogen, dem ihr theuer gewordenen Mann, Carlo's Oheim, der sie so oft tröstete und aufrecht erhielt, wenn sein Herz auch selbst blutete, willig nach L. zu folgen, dessen, wenn auch nicht starke, aber von den muthigsten und kühnsten Bürgergeiste vertheidigte Mauer in diesen kritischen Zeiten den meisten Schutz zu gewähren schien. Das Städtchen schien ein Kriegslager geworden zu sein; hier sah man einen Bürger seinem alten Schwerte den Rost abschleifen, den eine Reihe von friedlichen Jahren ihm eingeätzt hatte, dort prüfte ein Anderer seine Flinte, die bisher nur den Hirschen tödtlich war, und nun dem noch schädlichen Wilde Verderben bringen sollte. Es war der gewaltsame Aufschwung der Kraft, die so lange darnieder gedrückt war, das Erwachen aus einem todähnlichen Schlummer. — Nun fühlten es die Uebermüthigen, die sich stolz Sieger der Welt brüsteten, was eine edle Nation, was das kräftige deutsche Volk vermöge. —

Es ist hinlänglich bekannt, daß oft ein Mann durch seinen ausgezeichneten Geist gleichsam der König seiner Umgebung, Herr des ihn umgebenden Kreises wird. Auch hier fand sich diese Erfahrung bewährt.

L — s muthige Bürger überließen einstimmig und willig die Leitung der zu treffenden Vertheidigungsanstalten dem klugen, erfahrenen Steinbach, dem noch einige junge rüstige Männer beigegeben wurden, die ihn unterstützten, nichts aber ohne dessen Willen vollziehen sollten. Ein kühner Heldegeist schien den Alten zu beseelen; aus dem spekulirenden Kaufmann war ein einsichtsvoller Kriegsführer geworden, da es galt, sein Vaterland gegen die stolzen Fremdlinge zu vertheidigen.

7.

Vor dem Hause in welchem Emilie bei ihrem guten Vater weilte, wandelte Neidhart aufgeregten Gemüthes in schnellen Schritten mit verschlungenen Armen auf und ab. Mißmuth über das fehlgeschlagene Bubenstück war es, was sein schwarze

Blut heftiger bewegte. — Er hatte schon die Vereinigung von Carlo's Oheim mit Emilien, nach der noch immer das Streben des wollüstigen Bösewichts zielte, mit Schreck erspäht; denn nun war es ihm klar, daß er durch Carlo, der durch seine böshafte Intrigue flüchtig geworden, nicht mehr auf sie wirken könne, daß sie nun wisse, er habe das Verbrechen begangen, dessen er mit frecher Stirne den Edlen beschuldigte, daß die Briefe, die von Carlo an seinen Onkel gerichtet waren, von ihm unterschlagen worden und daß sich dennoch die Milde des allzuguten Onkels damit begnügt habe, ihn aus seinen Diensten zu jagen und nicht den Gerichten zu übergeben. Noch hegte er die Hoffnung, nicht vergebens den Schurkenstreich begangen zu haben, noch immer dachte er die Früchte seiner ausgesäeten Unthat üppig wuchernd treiben zu sehen; denn er brütete über dem verruchten Plan, die Vereinigung mit Carlo zu hindern; fest war sein Entschluß, die jetzigen Verwirrungen zu benutzen, seinen Wohlthäter, der ihm so großmüthig vergeben hatte, zu vernichten und zugleich sich Emilien zu bemächtigen.

Diesmal hatten ihn seine Verhältnisse zur Wohnung der von ihm gehafteten Familie geführt, denn auch er war einer von denen, die dem alten Steinbach zur Unterstützung beigegeben waren. — Seine Tugend und Vaterlandsliebe heuchelnden Reden und sein frömmelndes Betragen hatten ihm jene Stelle verschafft, die er nur als Deckmantel seiner schändlichen Absichten zum Nachtheile seiner Mitbürger auf die undankbarste Weise mißbrauchte.

In Herrn von Steinbach's Hause fand Neidhart, nachdem er eine fromme unschuldige Miene wieder angenommen hatte, den rüstigen Alten in Gesellschaft der Stadträthe und der jungen Männer, die Führer der Bürgersoldaten waren, in ernster, eifriger Berathung.

Es waren einige flüchtige Landleute nach dem Städtchen gekommen, die von der Nähe des Feindes die schrecklichsten und grausamsten Scenen erzählten. Die Dörfer in der Umgebung waren rein ausgeplündert und die Einwohner von den durch die Flucht noch wüthender Gewordenen auf das unmenschlichste mißhandelt worden.

Neidhart hatte, nachdem er die Anwesenden

gegrüßt, seinen Sitz eingenommen; ein höhnisches Lächeln spielte um seinen zusammengekniffenen Mund, wenn die braven Bürger, von edlem Muthe begeistert, Gut und Blut an die Erhaltung ihrer Selbstständigkeit zu setzen versprochen. War ihnen doch überdies noch die freudige Hoffnung geworden, daß auch ihre deutschen Brüder im Anmarsche seien; konnten sie daher den Feind nur durch eine kurze Zeit aufhalten, so war alles gewonnen. — Nachdem nun alle Vorsichtsmaßregeln ergriffen, und Jedem aus der Versammlung seine Rolle zugetheilt worden, entfernten sich alle, von ihrem würdigen Oberhaupte sich beurlaubend, in der festesten Zuversicht, daß die gute Sache siegen werde, siegen müsse. Nur Einer war es, der mit ganz anderen Gedanken wegging. Er ging, das Maß seiner Sünden voll zu machen, seinen Verbrechen noch die Krone aufzusetzen, — das Städtchen zu verrathen. Er hatte gehört, daß das Vertrauen auf die heranrückenden Bundestruppen die treuen Bürger beseele; was er beginnen wollte, mußte bald geschehen. — Heute sollten noch Galliens Rache schraubenden Söhne in L. sein, heute noch von den Schicksalschlägen betäubt Emilie in seine Arme zu flüchten gezwungen werden.

8.

„He, Georg! siehst Du nicht dort hart an der Mauer eine Gestalt vorüberhuschen, oder trägt mich die rabenschwarze Nacht?“

„Nein Konrad! Deine Augen sind dem Adler abgeborst; mit kömmt es auch so vor, als ob es sich dort rege.“

Dieses kurze Gespräch hielten zwei Bürger-Soldaten, die unweit von dem Städtchen postirt waren, um von der leisesten verdächtigen Bewegung die in der Stadt Befindlichen zu benachrichtigen.

Ehrwürdige weiße Locken umflossen die kräftige Gestalt des Einen von den Sprechenden, und der rauhe Nachtwind trieb mit ihnen sein Spiel. Auf einen langen Spieß lehrend glich der Krieger einem alten römischen Kriegsveteranen, der die Wichtigkeit seines Standes in edler Selbstwürde fühlt. Der zweite Krieger war eine junge athletisch gebaute Gestalt, die eine im Städtchen seltenere Waffe, ein Feueergewehr trug.

Einige Augenblicke hatten sich so die beiden

Krieger an die Wand gedrückt und ruhig lauschend verhalten. Immer deutlicher trat aus dem tiefen Dunkel der Umriß eines kleinen Mannes hervor; jetzt übergieß denselben ein Schimmer des Lichtes, das vom Wachtthurme herabfiel, es war nicht mehr zu verkennen. —

„Beim kleinsten Lärm, den Du hörst, oder wenn „Feuer“ laut kommandire, drückst Du ab! hörst Du?“ und ohne eine Antwort abzuwarten, sprang er, die Lanze kräftig schwingend, vor den erschrockenen späten Gast.

„Was wollt Ihr?“

„Nichts als fragen, wer Ihr seid, was Ihr da macht und wohin Ihr gehen wollt; ich bin nur etwas neugierig;“ doch ihn jetzt näher betrachtend, fuhr er erstaunt fort: „Ei, ei Herr Meidhart, wo treiben Sie sich denn herum? haben Sie denn nicht den strengen Befehl gehört, daß Niemand aus der Stadt unter keinem Vorwande gehen dürfe, und wie sind Sie denn herausgekommen, da die Thore doch Jedermann verschlossen bleiben?“ —

„Ich war — ich bin,“ versetzte Meidhart stotternd, „im Auftrage der Obrigkeit.“ —

„Davon weiß ich nichts,“ unterbrach ihn der graubärtige Soldat; „meine Ordre ist, Jeden, den ich außer den Ringmauern finde, in die Stadt zu führen; also kommen Sie.“

„Aber lieber Alte! so nimm doch Vernunft an, hier ist Geld, trinke meine Gesundheit und laß mich los.“

Ernst sagte der Alte, der nun erst hartnäckig wurde: „auf Verräthergeld ruht kein Segen; machen Sie nicht viel Federlesens, marsch vorwärts!“

„Nun so geh zum Henker!“ rief der ergrimmete Meidhart, versetzte dem Alten einen Schlag, daß er zur Seite taumelte und sprang in das nahe Gebüsch. Als der ihm nun nachdringen wollte, schienen zwischen den Bäumen französische Soldaten zu wachsen, an deren Spitze sich der zornglühende Verräther befand.

„Stoß den Hund nieder, daß er uns nicht durch sein Gselgeschrei die Bürger auf den Hals bringe, ich will Euch dann schon durch den Keller, der bis an die Thore geht, hineinzubringen suchen.“

„Stoß mich nur nieder, aber im Sinken rufe ich noch Feuer! Feuer!“

Nähe an den Mauern fiel ein Schuß, und eben als der Wackere sich gegen die überlegene Anzahl schon schwach vertheidigte, sprengte eine durch den Schuß allarmirte deutsche Reitertruppe herbei; und in dem Augenblicke, als einer der eifrigsten Gegner ein Pistol, das dem redlichen Alten einen gewissen Tod drohte, abzufeuern im Begriffe stand, lag seine Hand sammt der tödtlichen Waffe empfindungslos auf dem Boden. Ein Offizier, welcher die Reiter befehligte, war es, der diesen guten Streich gethan hatte. — Die Wenigen, welche Neidhart zur Bedeckung beigegeben waren, wurden mit diesem bald überwältigt.

Auch die Bürger waren durch den Schuß aus ihrer Ruhe aufgejagt worden und zogen, die Waffen in der Hand, eilig auf ihre Posten, und ihr umsichtsvoller Führer befahl die Thore so lange verschlossen zu halten, bis man sich genau überzeugt habe, wer die Kämpfenden seien. Doch nicht lange währte es, daß die heranrückenden Deutschen den Einzug verlangten. Von dem Jubel der Bürger empfangen zogen sie in die Stadt, stellten sich auf dem großen Marktplatz in geordneten Gliedern auf, und die ersten glühenden Strahlen der flammenden Sonnenscheibe fanden Alle auf den Knien liegend und dem Herrn der Schöpfung für ihre Rettung dankend; denn durch den nächtlichen Kampf eingeschüchtert hatten die Franzosen die Gegend verlassen und sich schnell zurückgezogen. — Innig umarmt hielten sich die Kämpfer der heiligen Freiheit; auch der Offizier lag an Steinbachs Brust; doch war es nicht allein die Wallung der Freude über die Befreiung, nein — — der Neffe lag an des Onkels Brust. — —

Carlo war, als er von Emilian mit wundem Herzen sich losgerissen hatte, eine Zeit lang herumgeirrt; als aber Deutschland seine Söhne zum blutigen Kampfe rief, war auch er in die Reihen jener Muthigen getreten, die dem wehenden Freiheitspanier begeistert folgten. Seine kalte Todesverachtung, die ihn oft in das dickste Schlachtgewühl führte, hatte seinen Chef auf ihn aufmerksam gemacht, und bald war er Rittmeister geworden, und als solcher hatte er das Glück, da er den Vortrab einer großen Heeresabtheilung kommandirte, das Verderben von der ihm theuern Gegend und seinen Lieben abzuwenden.

Oft hatte er während dieser Zeit an seine Geliebte geschrieben, aber die Unordnung der im Laufe gestörten Posten hatte sie nicht an ihr Ziel gelangen lassen.

Neidharts Strafe war jetzt schon groß, als er alle seine teuflischen Plane vereitelt sah und den von ihm Verfolgten im schönsten Sonnenscheine des Glückes wandelnd erblickte. Alles, was er an Carlo verbrochen, vergab ihm großmüthig der Glückliche; nur der Verrath an dem Vaterland durfte nicht vergeben werden; er wurde den Gerichten überliefert und entging durch Selbstmord einem schmähligen Tode. —

Der Vereinten blühendes Glück zu schildern, ist eine Aufgabe, die die Kräfte selbst des größten Dichters übersteigt; wer kann es wagen, das wonnige Gefühl Emilians und Carlo's bei ihrem ersten Wiedersehen zu beschreiben, wessen Feder wäre so kräftig, die Empfindungen des Vaters lebendig zu zeichnen, der, seinen so lange entbehrten Sohn auf dem Arme, die Hand des vor Freude weinenden Onkels hielt. Im Kreise der frohen freien Bürger lebten noch lange die glücklich Vereinten in ungestörtem Frieden. Nur einen bitteren Tropfen mußten sie noch im Becher der Freude leeren, als der alte Ohm im glücklichsten Greisenalter unter den wehmuthvollsten Thränen der Seinen zu den Vätern heimgegangen war.

Der Ring,

oder

Folgen jugendlichen Leichtsinns.

(Fortsetzung.)



Hierauf begab er sich zu der Hütte der interessanten Unbekannten, klopfte leise an, und diese erschrak, indem sie die Thür öffnete, nicht wenig, als sie den Fremden wieder erblickte. Da sie nun nichts anderes erwarten konnte, als daß derselbe in irgend einer Absicht, die sie noch nicht kannte, sie besuchen wolle, und sie sich wohl selbst der Armuth etwas schämen mochte, in der er sie antreffen würde, so überflog eine glühende Röthe des Mädchens Gesicht, die, so ärmlich und einfach auch ihr Haus-

anzug war, doch darin viel gefälliger, als in der zweiten Kutte, die sie nur zum Schutz vor der rauhen Witterung vorhin umgenommen hatte, und wirklich sehr einnehmend und reizend erschien, da die knapp-anliegende Kleidung kaum die vollen üppigen Formen ihrer Glieder halten konnte.

Dem Grafen entging des Mädchens Verlegenheit nicht und er eilte daher durch eine herzliche Anrede sie aus derselben zu reißen. „Es sollte mir Leid thun, wenn ich Sie stören sollte,“ begann er, denn das geringschätzig vertrauliche Du wollte nicht mehr über seine Lippen. „Sie haben sich vorhin gegen mich so gefällig gezeigt, daß ich jetzt komme, Ihnen meine Dankbarkeit dafür in Ihrer Behausung auszusprechen, da Sie sich meinem Danke früher so eiligst entzogen haben.“

Durch diese unerwartete höfliche Anrede des Grafen etwas beherzter geworden, da sie aus der Vertauschung des Sie für das vorhin gebrauchte Du schließen zu können glaubte, daß der Fremde Erkundigungen über sie im Wirthshause eingelesen hätte und diese vielleicht nicht ganz ungünstig für sie ausgefallen sein müßten, weil er sonst gewiß sich nicht selbst noch zu ihr bemüht haben würde: bat sie denselben in die Stube einzutreten, wo leider ihr armer Vater, wie sie ihren Versorger nannte, schon seit längerer Zeit krank liege und es deshalb etwas unordentlich bei ihnen aussehe.

Der Graf trat jetzt in die ärmliche Stube, wo neben dem nur mäßig erwärmten Ofen in einem schlechten Bette ein armer Alter lag, matt und abgezehrt, aber in dessen Gesichtszügen eine solche Ruhe und Heiterkeit sich aussprachen, wie man sie nur selten anzutreffen pflegt. Neben ihm lag auf einem Tischchen ein altes Gebetbuch aufgeschlagen, aus dem ihm wahrscheinlich die fromme Tochter eben erst etwas vorgelesen hatte. Der fast verklärte Blick des Greises, den seine Gedanken und Wünsche schon nach Jenseits emporzutragen schienen; der Gedanke, sie in ihrer Andacht gestört zu haben, und ein Blick auf das wunderliebliche Mädchen, die kaum 16 Jahre zählte und aus dessen Augen dem Grafen etwas hervorzuleuchten schien, dessen Wirkung auf ihn er wohl fühlte, sich aber nicht recht erklären konnte, fesselte seine Sinne und Gedanken so, daß er alles übrige um sich her vergaß und sich selbst emporgehoben und eine Stufe höher glaubte. „Ich

bedauere, ihr guten Leute,“ begann er einige Augenblicke darauf, nachdem er eingetreten war,“ wenn ich wider meine Absicht und Willen euch in euren frommen Betrachtungen unterbrochen haben sollte. Fahren Sie fort, mein Kind, Ihrem Vater aus dem Gebetbuche vorzulesen; denn es kann sie beide nur ehren, wenn sie sich häufig mit ihrem Schöpfer unterhalten.“

„Ja“ sagte der Greis mit leiser Stimme, „wenn man so nahe am Rande des Grabes steht, dann sehnt sich das Herz nur nach Nahrung der Seele und alles Irdische tritt als eitel und nichtig zurück. Ich fühle es, daß ich bald vor Gott stehen werde und fürchte mich nicht — arme Sünder sind wir freilich alle — ihm von meinem Thun, Handeln und Denken nun bald Rechenschaft ablegen zu müssen. Nur was mich bekümmert,“ hierbei traten ihm einige Thränen in die hohlen tiefliegenden Augen, „ist, daß ich mein armes Kind nicht besser versorgt hinterlasse; doch Du, mein Gott und Vater im Himmel, wirst Dich ihrer annehmen und sie nicht verlassen, wenn ich nicht mehr bin!“ — Rührung und Entkräftung erstickten seine Stimme, daß er nicht weiter sprechen konnte; heiße Thränen aber stürzten aus des Mädchens Augen und auch der Graf konnte sich einer wehmüthigen Empfindung nicht erwehren.

„Laßt Euch dieses nicht kümmern, guter Alter,“ hob der Graf nach einer kleinen Pause an. „Gott wird sie sicher nicht verlassen, sondern sie gute Menschen finden lassen, die sich ihrer mit Güte und Liebe eben so wieder annehmen werden, wie Ihr Euch der Hüflosen erbarmtet; denn wie ich im Wirthshause erfuhr, ist sie nicht Eure wirkliche Tochter.“

„Nicht meine wirkliche Tochter,“ versetzte der Kranke schwach, aber mit nicht minder werth und theuer, als wenn sie es wäre. Nicht wahr, liebe Emilie, ist es nicht so?“

Diese hatte keine Worte, sondern ergriff vor Rührung des Alten Hand, küßte sie und die Thränen, die dabei über ihre Wangen herabfloßen, sagten deutlicher, wie sehr sie sich dem edlen Greise für seine Liebe und Pflege verpflichtet fühle, als alle Worte dieses hätten ausdrücken können.

„Wollt Ihr mit, lieber Alter — ich frage nicht aus Neugierde, sondern wahres inniges Mit-

gefühl treibt mich dazu an" — nahm der Graf jetzt wieder das Wort, „nicht etwas Näheres darüber mittheilen, wie Ihr zu dem Kinde gekommen seid? Vielleicht wird es mir, da ich sehr ausgebreitete Bekanntschaften und Verbindungen habe, dadurch möglich, zu Gunsten Eurer Pflgetochter nähere Erkundigungen über ihre Verhältnisse einzuziehen.“

„Wie Emilie in meine Hände gekommen ist und wieviel ich von ihren sonstigen Umständen weiß, fremder Herr, will ich Euch nicht vorenthalten; aber Ihr müßt Nachsicht mit mir haben, wenn ich etwas langsam und nicht im gehörigen Zusammenhange erzählen sollte, weil mein Athem immer schwächer wird und meine Kräfte immer mehr abnehmen.“ — „Sehen Sie,“ hub der Greis zu erzählen an, „es können jetzt etwa sieben Jahre her sein, als eine fremde Frau in dieses Dorf kam, deren feine, ob schon durch die weite Reise, die sie gemacht hatte, unscheinbar gewordenen Kleidungsstücke darauf hindeuteten, daß sie von nicht niederem Stande und Herkunft sei, sondern bessere Tage gesehen habe. Ihre Gestalt, so viel ich mich noch entsinnen kann, war schlank und schön, und die Blässe, die ihr Gesicht bedeckte, machte sie interessanter und nahm mehr für sie ein, als die blühendste Gesichtsfarbe hätte bewirken können. Eine stille Melancholie war über ihr ganzes Wesen ausgebreitet, und der leidende Blick, der die Stimmung ihres Innern schlecht verbergen konnte, verrieth deutlich, daß ein tiefer schleichender Kummer an ihrem Herzen nahe, so sehr sie auch denselben vor der Welt zu verbergen sich bemühte, um nicht von neugierigen Menschen durch unbescheidene Fragen belästigt zu werden. Uebrigens mochte sie damals ohngefähr gegen 27 bis 28 Jahre alt sein. — Bei ihrer Ankunft nun hier hatte sie sich im Wirthshause, da sie es wahrscheinlich für unanständig und unter ihrer Würde hielt, unter den übrigen Einkehrenden in der Wirthsstube zu bleiben, ein kleines Zimmer geben lassen und dem Wirth gesagt, daß sie einige Tage bei ihm zubringen wollte, da sie von ihrer Reise sehr erschöpft und überdies nicht ganz wohl sei. Dieser hatte sich denn nun auch dieses gern gefallen lassen, da sie anfangs, so weit ihre geringe Baarschaft reichte, alles baar bezahlte. Als sie aber immer nicht besser wurde, sondern vielmehr in eine hitzige Krankheit verfiel und endlich auch ihr geringer Geld-

vorrath erschöpft war, so wollte ihr der Wirth, ein hartherziger Mann, der nur so lange einige Theilnahme geheuchelt hatte, als er baare Münze für seine Bewirthung sah, nicht länger ein Obdach in seinem Hause vergönnen, drohte ihr, wenn sie weiter kein Geld habe, weil sein Wirthshaus nur für Zahlungsfähige, aber nicht für Abenteuerinnen, wie sie, da sei, sie nach dem Gemeindehause schaffen zu lassen, wo sie freilich nicht eine so gute Abwartung und Pflege, wie bei ihm, haben werde, aber doch immer gut genug für eine, die sonst unter freiem Himmel zubringen müsse. Sie bat ihn flehentlich, ihr diesen Schimpf nicht anzuthuen, sie beschwor ihn unter Thränen, Mitleid mit ihrer großen Noth zu haben und versprach, wenn sie wieder besser sei und fort könne, alles reichlich zu vergüten, da sie nicht unbemittelte Verwandte besäße.

Aber da sie alles dieses nur durch ihre Thränen, Seufzer und Bethörungen verbürgen konnte, diese aber alle zusammen in den Augen des Wirths nicht die Gewähr leisteten, noch das Gewicht hatten, die eine gefüllte Börse gehabt hätte, so blieb er für ihre Bitten taub und würde seine Drohung gewiß noch denselben Tag verwirklicht haben, wenn sie nicht in dieser äußersten Noth und Angst, in der sie sich damals befand, einen Ring, die letzte Habseligkeit, die die Arme —“ der Greis der das Ganze nicht ohne öftere Unterbrechung und nur mit der größten Anstrengung aller seiner Kräfte erzählt hatte, stockte hier, von den Gefühlen des tiefsten Schmerzes übermannt, in seiner Rede, und es waren mehrere Minuten erforderlich, ehe er weiter fortfahren konnte,) „die die Arme, sage ich, noch besaß, vom Finger gezogen und dem Wirth als einstweilige Zahlung gegeben hätte. Wie schwer es ihr geworden wäre, erzählte sie mir nachher mit Thränen im Auge, sich von diesem Kleinode zu trennen, dafür hätte sie keine Worte, denn nicht seines Werthes an sich, aber wohl der Erinnerungen wegen, die sich für sie daran knüpften, sagte sie, hätte er ihr so viel gegolten, daß sie früher das Gelübde gethan hätte, ihn, so lange sie lebte, nicht von ihrer Hand zu bringen. Wer aber,“ fügte der Greis hinzu, „wollte es der armen von Gott und Menschen verlassenem Frau nicht gern vergeben, wenn sie von dieser großen Noth ge-

zwungen und die Schande mehr als den Tod selbst fürchtend, dieses ihr Versprechen brach?"

Der Greis sah sich genöthigt, hier wieder inne zu halten, da ihm das Sprechen immer schwerer wurde und das Andenken an die Leiden der Unglücklichen, deren Geschichte er hier erzählte, ihn überdies in eine Stimmung versetzte, die ohnehin die Sprache zu ersticken und abzuschneiden so sehr geeignet war.

„Sammelt Euch, guter Alter,“ redete der Graf, der die ganze Erzählung mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und dem größten Mitgeföhle mit angehört hatte, ihm zu, um die durch das Schweigen des Greises eingetretene Pause, wo nichts als des Mädchens Schluchzen und des Alten Husten und Gestöhn gehört wurde, weniger traurig zu machen; — und dann erzählt mir diese rührende Geschichte vollends zu Ende, denn vielleicht findet sich noch einst einiger Anfschluß.

„Gern will ich Eure Wünsche, fremder Herr, der Ihr aufrichtige Theilnahme an derselben zu nehmen scheint, soviel es in meinen Kräften steht, erfüllen. Entschuldigt aber, wenn ich mich von jetzt an kürzer fasse; denn es wird mir, trotz aller Anstrengung unmöglich, länger anhaltend zu sprechen! ach, ich fühle mich immer matter und schwächer und werde es wohl bald überstanden haben! — Nur auf einige Tage,“ fuhr er in seiner Geschichte fort, „konnte sich der Wirth, durch Einhändigung des Ringes, Nachsicht gegen die Arme zu haben, entschließen, weil er sich während dieser Zeit für die durch ihre Verpflegung auflaufenden Kosten hinlänglich dadruch gedeckt glaubte, dann aber, nachdem er sie gefragt, ob sie weiter keine Habseligkeiten besitze und sie es verneint hatte, erklärte er ihr geradezu, daß er nun nicht länger Nachsicht, da er sie so schon über die Maßen gehabt hätte, haben könne und sie nun aus dem Hause müsse. Um mich kurz zu fassen, so nahm ich denn die so hart bedrängte Frau, da ihre traurige Lage längst im Dorfe bekannt geworden war, sich aber Niemand hatte finden wollen, der sie in sein Haus aufnahme, in meine Hütte auf, um das wenige, was ich hatte (freilich konnte ich damals noch hin und wieder etwas verdienen), brüderlich mit ihr zu theilen. Lange aber genoß ich leider nicht das Vergnügen dieses thun zu können. Denn Kummer, Leiden und

Krankheit hatten ihre Geistes- und Körperkräfte in kurzer Zeit so sehr aufgerieben, daß sie bald von dieser Erde schied, nachdem sie mir zuvor ihr Kind, das sie bei sich hatte, meine Emilie hier, denn daß sie die Tochter dieser Armen ist, habt Ihr ja längst wohl errathen, aufs dringenste anempfohlen, da die Waise sonst von aller Welt verlassen wäre. — Ich versprach es ihr, für das Kind, das damals erst 9 Jahr alt war, väterlich zu sorgen und habe es auch bis jetzt gehalten; weiß aber leider nicht, wie lange ich es werde noch thun können, da ich mein Ende immer mehr herannahen merke. — Nun Gott wird sie nicht ganz verlassen!“ — —

(Schluß folgt.)

Folgen der Sucht zu glänzen.

(Fortsetzung.)



onstanze hätte nichts weniger als den Besuch des Prinzen am nächsten Morgen erwartet, der, ehe er die Wachtparade besuchte, bei Dorns vorfuhr, indem er sie, da ihr Bruder im Geschäfte und Emilie ausgegangen war, allein zu treffen wußte.

Der Prinz ward gemeldet. Jeden Andern hätte sie nicht angenommen, aber zuviel Ehre lag in der persönlichen Visite des hohen Verehrers, als daß sie lange gesäumt hätte zu versichern, es würde ihr zur besondern Ehre gereichen, Se. Durchlaucht zu empfangen.

Gleich beim Eintritt entschuldigte sich Constanze durch ihr Alleinsein wegen der entstandenen Verzögerung und glaubte dadurch einen Wink gegeben zu haben, daß sie der heutige Besuch des Prinzen verlegen mache und sie ein andermal, wenn Bruder und Schwägerin zu Hause wären, besondern Werth darein setzen würde, sich so hoher Aufmerksamkeit freuen zu dürfen.

Als ob dieser und ähnliche Winke in einer dem Prinzen unverständliche Sprache gegeben worden wären, glitten sie an der Stahlpolitur des Verführers ab, der sich in Lobeserhebungen ergoß, wie Constanze am vorigen Abend so sehr liebenswürdig gewesen sei und wie sie heute nach der durchwachten

Nacht mit diesem sogenannten *air languissant* mit noch höherer Liebenswürdigkeit prange.

Constanze fing an wegen den Gunstbewerbungen des Prinzen besorgt zu werden, sie leitete das Gespräch auf ein Buch, daß sie bekommen zu haben und wegen eines dabei befindlichen Dedicationsgedichtes dem Prinzen zeigen zu wollen vorgab. Sie suchte es und da sie es nicht gleich fand klingelte sie der Dienerin, es ihr, in der Stube zu suchen, in der Absicht, um nicht länger mit dem Prinzen allein zu sein und ihn leichter in den Schranken des Anstandes zu erhalten.

So fein als das Gewebe auch begonnen, war es doch nicht fein genug, um den Scharfblick und die Gewandtheit des Weltmannes zu täuschen.

Der Prinz klagt über einen Rückfall in das gestrige Uebelbefinden und da er glaubt, daß ein Glas Wasser bei der Aufwallung seines Blutes wesentlich dienlich sein würde, bittet er, ihm zu vergönnen, die Bote darnach zu senden.

Verstand nun diese den ihr gegebenen Wink, verbunden mit einem Blicke auf die Tasche, aus der sie Gold zu erwarten hatte, oder war es Zufall; genug das Wasser blieb länger aus als es nöthig gewesen wäre und der Prinz, dessen flüchtiges Uebelbefinden sich bald verlor, gewann dadurch Zeit seinen Angriff zu wiederholen. Er versichert Constanzen die Reinheit seiner innigen, ungetheilten Liebe, er schwört, er bittet, er fleht um einen Kuß zur Belohnung seiner feurigen Leidenschaft, zum Zeichen der Erwidrung seiner stürmischen Gefühle.

Constanze verweigerte jede Gewährung standhaft. Er wird zudringlich, er will den Kuß rauben, da wehrt sich Constanze, und er, nicht gewärtig so beharrlicher Gegenwehr, stürzt, da er im Augenblicke nicht fest auf den Füßen stand, schwankend gegen die Ecke eines nahen Schrankes und trug ein blaues Auge, als ein Vergiftmeinnicht, zur Erinnerung an diesen Augenblick davon.

Der Lärm, den die Dienerin hörte, ließ sie eilen, sie findet den Prinzen sich eben vom Falle erhebend, Constanzen in der größten peinlichsten Verlegenheit. Nachdem der Prinz ein Glas Wasser getrunken und sich von dem unerwarteten Vorfall, der ihn doch auf einige Augenblicke der gewohnten Schlagfertigkeit des Sprachorgans beraubte, erholt

hatte, empfahl er sich mit der Bitte, den Scherz, das Aufwallen seiner Leidenschaft nicht übel zu deuten, es durch die ihm angeborne Lebhaftigkeit zu entschuldigen und ihm die freundliche Güte ferner zu erhalten, mit der er beim Eintritt empfangen worden war, die aber seitdem eine finstere Wolke auf der Stirne der Beleidigten zu seinem großen Leidwesen verdrängt hatte.

Constanze verließ ihn mit Artigkeit zwar doch auch mit sichtlicher Kälte.

Als ihr Bruder und Emilie nach Hause gekommen, erzählte sie ihnen den Vorfall haarklein und ob sie auch das Benehmen des Prinzen nicht eben gestiftet fanden, so glaubten sie doch, daß Constanzens Besorgniß, man würde in der Stadt davon sprechen, zu ungegründet wäre, und tadelten ihre gerechte Furcht, dadurch an ihrem guten Namen verletzt zu werden, ihre zu große Ängstlichkeit; denn sie konnten sich nicht überzeugen, daß irgend Jemand anders darüber urtheilen sollte, als sie es thaten und nach ihrem Ausspruche strahlte Constanzens, durch ihre Standhaftigkeit und Ausdauer, reinerhaltener Ruf, glänzender als vorhin und die Geschichte mit dem blauen Auge hätte sie in den Augen der eroberungssüchtigen Männer gefürchtet, und bei denen, die werthvollere Gesinnungen hegen, achtungswerth machen müssen.

Der Besuch des Prinzen hatte länger gewährt als er erwartet und die Wachtparade war unterdessen zu Ende. Das gesammte Offizierkorps ging an Dorns Haus vorüber nach dem großen Garten, dem gewöhnlichen Promenadenplatz, Graf v. B. war dabei.

Der Wagen des Prinzen hielt noch an der Thüre und sogleich erinnerte sich der Graf der vorgestrigen Unterhaltung, die er im Vertrauen auf die Verschwiegenheit der damals nicht zugegen gewesenem Herren, den Nächststehenden zum Besten gab.

Man lachte, man zuckte die Achseln, einige der bejahrteren Oberoffiziere tadelten das Unternehmen des Prinzen, denn sie schätzten die Familie Dorn höher als die frevelhafte Eroberungssucht des jungen Wüstlings. Um 3 Uhr war man beim Prinzen zu Tische gebeten und nicht wenig erstaunt, ihn mit einem blauen Auge zu treffen.

Obgleich ein wenig erbittert, gestand die Durchlaucht doch, daß nach dem gezeigten Benehmen

des Fräuleins die Annahme jener Ausforderung zu feck und das Spiel zu gewagt gewesen war, und daß sich noch ein jeder frevelnde Verehrer Glück wünschen könne, wenn er bloß mit einem blauen Auge davon käme. Der Prinz rühmte die Tugend des Fräuleins sehr, konnte es aber doch nicht hindern, daß jene Begebenheit von dem Augenblick an das Gespräch des Tages auf Kaffeehäusern, Billard- und Weinstuben ward, und die gerühmte Tugend selbst zuweilen eine, sie einigermaßen beschattende, Bemerkung ertragen mußte.

Hatten sich nun auch nach und nach jene Bewerber Constanzens zurückgezogen, die des Prinzen Gesinnungen hatten und sein Schicksal nicht theilen wollten, blieben ihr doch noch so viele Verehrer, daß sie mancher ihrer Mitschwestern aus ihrer Herzenskaffe hätte aushelfen können, und durch die Kenntniß ihrer Schönheit, das Bewußtsein des Besitzes seltner Talente, so wie durch das ihr von allen Seiten entgegenrauschende Lob ihrer Reize und Fähigkeiten auf eine schwindelnde Höhe des Selbstwerthes gebracht, hatte sie von ihrem achtzehnten bis in das drei und zwanzigste Jahr eine Unzahl Unglücklicher mit getäuschten Hoffnungen gehen lassen.

Nachdem die höchsten Verehrer, deren sie sich gewiß glaubte, wenn sie nur gewollt, vom Triumphwagen Constanzens gewichen, und andern den Platz überlassen hatten, waren diese der verwöhnten eiteln Schönen entweder nicht schön, nicht reich, nicht liebenswürdig genug, oder wohl gar nicht hochadlich, was bei jenen durch Reichthum, Rang und Geburt erzeugte, besondere Reize waren, das fehlte ja diesen, und statt, daß sie dort mit sechs Isabellen am reich vergoldeten Wagen nach ihren Lust- und Lustschlößern flog, bot ihr der geheime Rath von W., der reiche Banquier R., oder der Gutsbesitzer M. höchstens zwei stattliche Kojse vor einer einfachen Equipage. Statt daß sonst nach ihrer Willkür heute Oper, morgen Concert von fremden Künstlern, nächsten Abend bal en masque, hätte sein müssen, würde man freilich, heute auf den bal en masque, morgen nach der Oper und übermorgen nach dem Concert zu fahren gezwungen sein, wenn man nicht ganz und gar zu Hause bleiben wollte.

Der Gedanke, daß die so hoch gesteigerten An-

sprüche ihrer Geliebten sie unmöglich glücklich gemacht haben würden, blieb der Trost der Verschmähten, und froh dem Joche noch einmal auf eine vermögenrettende und anständige Weise entgangen zu sein, verließen sie die eitle Närrin, wie sie sie zu nennen anfangen.

Der Major Baron v. F., Neffe des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, gleich ausgezeichnet durch Schönheit der Gestalt und Haltung als durch Liebenswürdigkeit, gleich geschätzt um seiner Kenntnisse in der Staats- und Kriegswissenschaft als um persönlicher Tapferkeit willen, war mit Aufträgen von seinem Hofe nach Paris gesandt worden, und so groß auch die Gelegenheit da ist, die Zeit zu verkürzen, so vielfach sich auch einem Manne, wie dem Major, Veranlassung bietet, sich zu zerstreuen, fand er doch, abgesehen davon, daß ihn Anfangs die Betrachtung der Merkwürdigkeiten und Wunderwerke dieser Welt im Kleinen beschäftigten, einen Aufenthalt von mehreren Monaten sehr lästig. Der Major hatte bei seiner Abreise von Paris, in einem Alter von 28 Jahren zuerst erfahren, was Trennung von der, die wir lieben, der wir uns aus der Fülle unsers Herzens ergeben, von der wir uns wieder geliebt glauben, für Qualen bereite und wie uns der Gedanke an sie stets, ja unaufhörlich begleite. Er liebte Constanzen und sie gestand sich selbst, daß er mehr Eindruck, als irgend ein anderer, auf sie gemacht habe.

Der Zweck seiner Anwesenheit in Paris war erreicht, schon waren briefliche Nachrichten von ihm darüber durch Courtiere eingelaufen, doch der Tag seiner Rückkehr, der nicht mehr fern sein konnte, war noch nicht bestimmt.

Die Freude über das Gelingen seiner Sendung war groß, man sah schon in Gedanken den Major zu den höchsten Ehrenstellen vorschreiten und gratulirte scherzweise Constanzen zu der bevorstehenden glänzenden Partie. Wie natürlich, lehnte sie alle Glückwünschungen ab, in ihrem Innern thaten sie ihr jedoch wohl, denn sie war der treuen Liebe des Majors gewiß, sein Schwur bürgte ihr dafür — und eidbrüchig ward er nicht, das wußte sie wohl. Um seinen besondern Antheil an der glücklich vollbrachten Ambassade des Majors zu bezeigen, gab sein Onkel einen großen Ball an demselben Tage, wo er allein seine Rückkehr mit Be-

Stimmtheit erwarten durfte. Dorns erhielten Einladungskarten, ohne daß er ahndete, daß eine nähere Verbindung mit ihrem Hause ihm so nahe sei, sondern einzig und allein deshalb, weil man guter Tänzerinnen, und Constanze gehörte zu den besten, bedurfte.

Constanze, die sonst alles begierig erfaßte, was ihrer Eitelkeit schmeicheln, was ihrem Ehrgeize fröhnen konnte, was ihr, sich glänzend den Augen der bewundernden Menge zu zeigen, geeignet schien, war diesmal mit der Annahme jener Einladung doch etwas unschlüssig, denn sie hätte gerne dem Major das Opfer gebracht, seiner Abwesenheit willen einen so glänzenden Ball versäumt zu haben. Nach vielem Hin- und Hersinnen ruft jedoch die Eitelkeit: Victoria! und bei Zeiten befand sich Constanze auf dem Balle. Strahlender als je erschien diesen Abend ihre Schönheit, da sie durch ein dünnes Wölkchen von Schwermuth, das der Anstand gebot, bligte.

Ein Collier von Diamanten, das sie vor einiger Zeit von des alten Fürsten Hoheit eigenhändig um den schönen Nacken gelegt empfangen hatte, als sie in einer Gavotte die ganze anwesende Menge auf einem Balle beim Präsidenten entzückte, erweckte auch heute wie damals die Sarkasmen des Neides.

Der Kammerjunker v. G., einer von den Männern, die um eines Bischofs leidigen Witzes halber, wodurch sie zu glänzen sich versprechen, Jedermann über die Klinge springen lassen, war einer der ersten, der das schöne Collier bemerkte und seine boshaften Bemerkungen der ihn umstehenden Menge mitzutheilen anfang.

Ohne daß er es bemerkte, ward der Major v. F. der eben eintreten wollte, ein Zeuge seiner boshaften, männerentehrenden Aeußerungen, und es konnte nicht fehlen, daß der Kammerjunker, eine Erklärung derselben außerhalb des Saales zu geben, aufgefordert ward. Von seinen Universitätsjahren her, wo er für einen der ersten Schläger galt, gewohnt, Jedermann über die Schultern ansehend zu betrachten, wenn es darauf ankam, mit der Klinge in der Hand zu erscheinen, glaubte er auch mit dem Major losgehen zu können, und dessen ruhigere Vorstellungen zur Zurücknahme des Gesagten und reparation d' honneur der Beleidigten blieben unbeachtet. Am andern Morgen traf man sich mit

Zeugen im großen Garten, der Major wiederholte seine Vorstellungen, allein der Kammerjunker voll Dünkels, glaubte in der Besonnenheit des Majors Mangel an Muth zu bemerken, und bestand darauf sich auszuliegen.

Er drang mit aller Gewandtheit eines geübten Fechters und mit der ganzen Kraft seiner Jugend auf den Major ein, aber dieser parirte jeden seiner Stöße mit großer Ruhe und Besonnenheit und versetzte bald seinem raschen Gegner einen so heftigen Stoß, daß er niederstürzte und in seinem Blute schwamm.

Nachdem ihm der Major die erste Hülfe geleistet und ihn den anwesenden Zeugen, als Männern von Ehre, dringend empfohlen und sie, alles zu seiner Rettung Mögliche aufzubieten, ersucht hatte, begab er sich nach Hause um die fernern Nachrichten über seinen Zustand zu erwarten und nochmals über den gestrigen Vorfall und dessen Folgen nachzudenken. Sollten, dachte er bei sich selbst, die bitteren Beschuldigungen des Kammerjunkers nicht bloße Lüge sein, sollte vielleicht, wie ich nicht hoffen will sein Lächeln über meinen Entschluß, Fräulein Dorn zu heirathen, sein Bospötteln meiner Behauptung, ihre Liebe zu mir wäre rein, einen triftigen Grund haben? Sollte er mir etwa nicht umsonst gesagt haben, daß man wohl eine Zeit lang Spaß daran finden könne, Frauenzimmern wie die Dorn ist, nachzulaufen, daß sie ein Mann von Ehre aber nicht heirathe.

Während dieser und ähnlicher Betrachtungen erfuhr er nicht nur, daß die Wunde des Kammerjunkers tödtlich sei und fing deshalb an sich zur schnellmöglichsten Abreise aus der Residenz anzuschicken, sondern er bekam auch ein Billet seines Dnkels, worin dieser seine große Verwunderung aussprach, ihn nicht auf einem Balle bemerkt zu haben, den er hauptsächlich seinetwegen veranstaltet hatte, und ihn um so mehr mit Vorwürfen überhäufte, als sich der alte Fürst, der um seine Abwesenheit in D. wußte, sehr verwundert hatte, ihn zu vermissen. Der gewandte Hofmann glaubte gewiß, daß, wäre er da gewesen, die Erinnerung des Fürsten und die ihm dadurch gebotene Gelegenheit dem Allergnädigsten nahe zu sein, von außerordentlichen Folgen für ihn um so mehr sein mußte, als

gerade an jenem Abend die Hoheit ungemein huldvoll und herablassend gewesen war.

Eine Stunde später kam der Minister selbst, erhitzt und voll Zorn, er kam eben vom Hofe, wo er von dem zwischen dem Kammerjunker und dem Major vorgefallenen Duell gehört hatte und wo man ihm en passant bemerkte, der Fürst wäre über seinen Neffen sehr ungehalten, er tadle sehr eine Aufwallung, die ihm einen als Krieger wie als Staatsmann schätzbaren Offizier raube und habe den unerläßlichen Verhaftsbefehl nur aus dem Grunde, glaube man, noch nicht unterzeichnet, um einem Manne, den er schätzte, die Gelegenheit, sein eigenes Leben zu retten, nicht ganz zu entziehen.

Der Major hörte wenig auf die Vorwürfe des Oheims, die ihn nur wegen der unterbrochnen glänzenden Carriere, die seiner wartete, nicht aber wegen seiner Jugendhitz oder aus anderm Grunde trafen, und nachdem er seine Papiere und Effecten in Sicherheit gebracht, verließ er die Residenz und mit ihr auf ewig ein Mädchen, in dessen Besitz er sich einen Himmel geträumt hatte.

Constanze hatte mit Absicht auf dem Balle wenig getanzt und befand sich eben, ihren Gedanken über die baldige Ankunft des Majors nachhängend, in ihrem Studierzimmer. Sie hatte sich darein verschlossen, um ungestört Variationen auf ein Lieblingssthemata des Geliebten zu vollenden, mit denen sie den Freund bei seiner Ankunft zu überraschen gedachte, als sie durch einen Brief von ihm, den ihr die Dienerin brachte, aus ihren Träumereien geschreckt ward.

Heure Constanze! schrieb der Major. Gestern schon bin ich in D. eingetroffen. Gleich nach meiner Ankunft, erfuhr ich Sie wären auf dem Balle. Ich eile hin. Im Augenblicke, wie mein Oheim den Ball mit Ihnen eröffnet, trete ich ein, und erlebe da die seltsamste Scene im Leben. Eine Scene, die mit Sie auf immer entreizt. Die bittersten Bemerkungen auf Kosten Ihrer Ehre und

meiner Ruhe ließen mich den Frevler fordern. Diesen Morgen schlugen wir uns — er ist nicht mehr! und ich, ach! ein Flüchtling. Wenn Sie diese Zeilen entsiegeln, bin ich schon über die Gränze. Sie wissen, ich liebte Sie, ich liebe Sie vielleicht jetzt mehr als je mit leidenschaftlicher Glut, mit den edelsten Absichten von der Welt, bedenken Sie meinen Schmerz, uns auf immer getrennt zu sehen. Sie sind unschuldig und engelrein, ich hege diese Ueberzeugung, und doch wirft Sie die Welt, glauben Sie mir Constanze! jetzt schon in die Klasse jener verdorbenen Frauen, die durch ihre Leidenschaft auf Irrwege geleitet, sich ein Spiel daraus machen, Männer von Ehre in die Verlegenheit zu bringen, sich ihren Besitz mit dem Degen in der Hand zu erkämpfen. Retten Sie sich, Constanze wenn es noch Zeit ist, von dem Abgrunde, in den Sie zu stürzen Gefahr laufen. Ihre übergroße Eitelkeit, Ihr Unbestand, Ihre zu hoch gesteigerten Ansprüche an das eheliche Glück werden, wenn sie nicht herabstimmen, Ihren unvermeidlichen Untergang herbeiführen.

Bedenken Sie, Constanze! daß Sie schon für ränkevoll gelten, wohin soll das führen?

Nehmen Sie diese offenen Aeußerungen von Freundeshand als einen Spiegel Ihrer Denkungsart an, und folgen Sie seinem wohlmeinenden Rathe, sich der Gefahr, die Ihnen droht, zu entziehen. —

Es fordert die Klugheit, die Rettung meines eignen Lebens, meine schleunigste Entfernung.

Leben Sie wohl, Constanze! auf ewig wohl! Denken Sie bisweilen an den Entfernten! und wenn die öffentliche Meinung Sie einst verdammt, dann erhalten Sie sich wenigstens die Achtung im eignen Busen und mir den Glauben, mich in Ihnen nicht geirrt zu haben.

Baton v. F.

(Schluß folgt.)

Schlichte Lieder von Emanuel.

Frühlingsfreude.

Nun kommt der Lenz, nun kommt die Freude,
Nun löst der Schmerz in Wonne sich;
O, wie so selig bin ich heute,
Wie freut mein Herz sich inniglich.

Und Lieder kommen nun allmählig,
Wie Blumen aus der grünen Au;
Mein Auge lacht so voll und fröhlich,
So fröhlich, wie des Himmels Blau.

Und liegen tausend trübe Stunden,
Und tausend Thränen hinter mir,

Ich habe nun die Lust gefunden
In Lenzes Pracht und Lenzes Zier.

Horch! Vöglein singen schon im Walde,
Es ist ein wunderschöner Klang
O warte Herz, o warte! — balde
Kommt ew'ge Lust und ew'ger Sang.

Zu Volksweihen.

I.

Des Neapolitaners Fischerlied.

Du mit den frischen Wangen,
Wie Rosen üppig blühend,
Du hast mein Herz gefangen
In Deines Reges Schooß;
Und scheu vor ihm entfliehend,
Vergeblich ich mich sträube
In Deiner Haft ich bleibe,
Und nimmer komm' ich los.

Bei'm hellen Mondenscheine
Im Kahn durch Fluten wiegend
Du allerliebste Meine,
Ruh' ich in Deinem Schooß;
An Deinem Busen liegend,
Vergeblich ich mich sträube,
In Deiner Haft ich bleibe,
Und nimmer komm' ich los.

Die Abendglocken rauschen
Ihr Schlummerlied durch's Weite,
Doch kann nur dem ich lauschen,
Was Dir vom Munde floß!
Du liebliche Geseite,
Vergeblich ich mich sträube,
In Deiner Haft ich bleibe,
Und nimmer komm' ich los.

Ringsum im Meer, im hellen,
Die Fischlein spielend springen,
Mich Deines Haares Wellen
Umspielen leis' und los;
Sie wollen mich umschlingen;
O, was ich mich doch sträube,
In Deiner Haft ich bleibe,
Und nimmer komm' ich los.

Du allerliebste Meine,
O, Du hast mich gefangen
Mit Deinen Augenscheine
In Deines Reges Schooß.
Was will ich fürder bängen!
Vergeblich ich mich sträube,

In Deiner Haft ich bleibe,
Und nimmer komm' ich los,

2.

Der Schottin Lied.

Ob sich alles freut,
Mich lass'et gehn alleine;
In meiner Traurigkeit
Wird wohl mir, wenn ich weine.

Wenn erst die Brust
Von Liebe gewußt,
Trägt sie den Tod im Herzen;
Und keine Ruh
Deckt sie zu,
Sie blutet sanft in Schmerzen.

Schmückt Liebe noch so lind
Die Stirn mit blüh'nden Rosen
Sie lächelt nur, — geschwind
Mit Sturm uns zu umfosen.

Einst gab es eine Zeit,
Wo ich gelebt in Frieden!
Sorglose Heiterkeit
Ist längst von mir geschieden.

Ich ahnte kaum
Den süßen Traum
Von Hoffen und von Sehnen:
Da trifft mein Herz
Der Liebe Schmerz,
Mein Auge schwimmt in Thränen.

Schmückt Liebe noch so lind
Die Stirn mit blüh'nden Rosen
Sie lächelt nur, — geschwind
Mit Sturm uns zu umfosen.

Was hab' ich weiter nun
Als freudenlose Tage!
Nicht kann ich fürder ruhn,
Mir bleibt nur leise Klage.

So will ich still
Bis an mein Ziel
Mein stummes Weh' ertragen.
O bald, o bald
Mein Lied verhallt,
Hört auf mein Herz zu schlagen.

Schmückt Liebe noch so lind
Die Stirn mit Rosenzweigen,
Sie lächelt nur, — geschwind
In's dunkle Grab zu steigen.

Bücherchau.

Es giebt Schriften, welche in der Lesewelt unbeachtet bleiben, weil ihren Verfassern die Gabe fehlt, durch die Darstellung das Interesse der Leser rege zu erhalten und durch die Schilderung des Schauplatzes der Ereignisse diese selbst anschaulich zu machen, sollte auch der Titel solcher Schriften noch so lockend sein. Dies ist der Fall mit der Schrift:

„Philipp Lang, Kammerdiener Kaiser Rudolphs II.“ Eine Criminalgeschichte aus dem Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts. Aus archivarischem Akten gezogen von Friedrich Hurter. Schaffhausen. Verlag der Hurterschen Buchhandlung 1851.

Es gehört große Geduld dazu, diese 233 Octavseiten füllende Schrift zu lesen, die nur aus unvollständigen Notizen mit fortlaufenden Noten besteht, die nur auf Schriften und auf archivarisches Dokumente hinweisen, ohne etwas zu erläutern.

Deshalb ist es wohl zu wünschen, daß sich ein Rechtskundiger, der die Gabe besitzt, aus Criminalakten eine gedrängte und alle gemeinverständliche Relation zu machen, sich der Mühe unterzöge, aus diesen Bruchstücken mit Weglassung alles Ueberflüssigen eine solche anzufertigen und dem Druck zu übergeben, denn dieser Lang gehört unstreitig zu den verschmißtesten, frechsten Verbrechern, welche sich alle ersinnlichen Schandthaten zu schulden kommen lassen. Er liefert einen Beweis, mit welcher unerschütterlichen Beharrlichkeit die Juden ein vorgestecktes Ziel trotz aller Hindernisse verfolgen und kein Verbrechen scheuen, um sich durch Ränke Einfluß und großen Reichtum, das Hauptmotiv des jüdischen Volks seit Anbetung des goldenen Kalbes, zu erwerben. Dieser Lang war ein armer Tyroler und Jude; als solcher würde er sich nie in der niederen Sphäre, in der er lebte, haben emporschwingen können, wenn er nicht seinem Glauben entsagt, und sich zu dem Katholicismus bekannt hätte; dabei trug er um so weniger Bedenken, als seine Glaubensgenossen den Heiland der Welt verläugnet und verrathen und für wenige Silberlinge verkauft hatten, da gewissermaßen auch bei seiner Abtrünnigkeit ein solcher Handel im großen Maßstab statt fand. Er benutzte nun als Kammerdiener bei einem schwachen Regenten sich immer mehr Einfluß auf jenen zu verschaffen, und ob er gleich nach der Weise der convertirten Juden mit seinen früheren Glaubensgenossen in beständiger Verbindung blieb, so behandelte er sie doch oft auch auf die grausamste Weise, wenn es galt, für sich Geld zu erpressen. Es war keine Schandthat, die er auszuführen Bedenken trug; er benutzte seinen Einfluß auf den Kaiser auf alle ersinnliche Weise, er belog

seinen gutherzigen, schwachen kaiserlichen Gebieter, ließ sich für seine Protection bestechen; hinderte den Rechtsgang, wenn es ihm Vortheil versprach, trieb den größten Geldwucher, war dabei ein sinnlicher Wüstling und Kuppler, und es haftet auf ihm der Verdacht, daß er sich der Giftmischnerei schuldig gemacht habe, ganz nach dem jesuitischen Grundsatz, daß der Zweck — bei ihm eine Krösus zu werden — die Mittel adle. Es konnte nicht fehlen, daß bei ihm das symbolische Sprichwort in Erfüllung ging: der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht. Er wurde verhaftet und eine Untersuchung wider ihn verfügt, die nach dieser Schrift aber keinen Beweis von einem unsichtigen und den Verhältnissen angemessene Verfahren liefert. Ob und welche Erkenntnis über diesen Lang, der sich v. Langenfels nannte, mithin geadelt sein mußte, gefällt worden ist, findet man nicht darin, denn es heißt: „schon in Anfang des Jahres 1610 scheint er gestorben zu sein, als die gegen ihn verfügte Untersuchung noch immer nicht geendet war.“

Etwas Interessantes, was die Anmaßung der Juden schon zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts charakterisirt, findet sich auf S. 30 u. f. Man liest nämlich Folgendes:

Um diese Zeit 1606 kam etwas zu Tage was bei dem Churfürsten von Baiern Hoffnung weckte, durch Eröffnung einer außerordentlichen Geldquelle diese leichter bewahren zu können, wenn er Lang die Aussicht gewährte, seinen Vortheil ebenfalls dabei zu finden. Da dieses in der Geschichte Deutschlands nicht bekannt ist, wiewohl es eine nicht unbedeutende Erscheinung in derselben darf genannt werden, verdient das, was in den wenigen hierüber enthaltenen Akten sich vorfindet, um so mehr mitgetheilt zu werden, da Lang durch den Churfürsten damit theilhaftig wurde. Im Jahre 1603 fanden sich Juden aus sämtlichen Reichskreisen in Frankfurt zusammen mit dem Vorhaben alle christliche Gerichtsbarkeit, da vor derselben der Name Gottes geschmäht werde, sowohl in bürgerlichen als peinlichen Sachen abzulehnen und „ein neues Judentum im Reich anzurichten, welchem kein Jude sich entziehen dürfe.“ Diesem gemäß sollte kein Rechtspruch einer christlichen Obrigkeit, und ginge er selbst von dem Kaiser aus, gültig, aber straffällig derjenige sein, der ein christliches Urtheil nachsuche. Wer dieser Satzung zu widerhandle, den treffe ewige Schmach, Bann und Achtung, welchem nach Verlaufe von dreißig Tagen Verdammnis und Verweisung folgen müsse, so daß Niemand mit einem solchen essen, trinken, handthieren, sich verheirathen, stürbe er, nicht für ihn beten dürfe. Die Juden bestimmten Worms, Frankfurt, Friedberg, Fulda und Günzburg als die Ortschaften, an deren jeder ein Gerichtsstuhl von ihnen und für sie aufzurichten sei. Um dieses Al-

les aufrecht zu halten, wäre allen Juden im Reich eine immerwährende Steuer aufzulegen, ein gemeinsames Aerar mit Bezeichnung der Legstätten einzurichten, sei durch die Kreisrabbiner, in Verbindung mit Ausschüssen wegen Münze, Kleidung, Wein, Brod, Fleisch, Bankerottirer und anderen Sachen, die sie für gut finden möchten, Verfügung zu treffen, dies durch diese Festgesetze mit Einrichtung einer gewissen Polizei unter starker Strafe zu handhaben. Wer immer dieses Judenrecht nicht annähme, sei als Verräther zu behandeln.

Erst nach drei Jahren wurde der Anschlag ruchtbar, vielleicht durch den Churfürsten von Cöln entdeckt, der darin eine fiscalische Sache erblickte, die der kaiserlichen Kammer bis auf eine Million eintragen könne, und von welcher auch er seinen Antheil zu erhalten hoffte, und hierüber vielfach mit Lang verkehrte. Ein Bericht der kaiserlichen Geheimen- und Hofrätthe erklärte die Juden des Majestätsverbrechens schuldig, worauf Rudolph die drei geistlichen Churfürsten mit der Untersuchung beauftragte. Die Commissären und Subdelegirten derselben kamen am 8. November 1606 in Mainz zusammen und versfügten sich nach Worms und Frankfurt, um des Originals der Verbindungsurkunde habhaft zu werden und zur Sicherstellung des Straferkenntnisses der Juden Güter und Kostbarkeiten aufzunehmen. Bei dem Rath von Worms war nichts auszurichten; nach langen Hin- und Herreden gestattete endlich derjenige zu Frankfurt die Vermögensaufnahme. Da fiel „auf der Juden Zehender-Stuben“ jenes Original sammt einer Uebersetzung, mit mehreren Unterschriften den Commissären in die Hände. Gegen die Unterzeichner, sammt andern ihrer Glaubensgenossen, erging nun durch öffentliche Anschläge eine Vorladung nach Mainz. Dort wurde die Klage sowohl gegen Einzelne als gegen Alle zumal dem Reichsfiscal übergeben, damit sich die Beklagten zu ihrer Unterschrift bekennen und verantworten könnten. Viele erschienen und gestanden, sie wären im Jahre 1603 durch die Rabbiner nach Frankfurt eingeladen worden, hätten dort die Verbrüderung aufgerichtet, die vornehmsten Rabbiner dieselbe unterschrieben. Die Juden erhielten sodann „damit sie sich geschwinden Uebereilens nicht zu beklagen hätten“ und zu ferneren Verantwortung, das Klagelibell und das Protokoll ihrer Aussagen.

Auch die Prager Juden waren in die Sache verflochten. Einer der vornehmsten aus ihnen, Israël Geizvogel, hatte sich ebenfalls zu Frankfurt eingefunden, worauf diejenigen in der kaiserlichen Residenz die Einführung einer selbständigen Gerichtsbarkeit und des angeordneten Bannes zuerst anstreben wollten. Der Churfürst von Cöln, der die Strafe im Auge hatte, bemühte sich, Lang zum Mitwirken zu gewinnen, der, je nachdem ein Vortheil in Aus-

sicht stand, ebenso geneigt war, seinen Einfluß wider die Juden geltend zu machen, als er bei andern Veranlassungen ihrer sich zu bedienen wußte. Bald nach jener Tagfahrt in Mainz erging von dem Churfürsten gegen Lang die Klage: die Juden unterließen nichts, um die kaiserliche Commission zu nichte zu machen; er solle dahin wirken, daß die Solicitanten aus dem Reich unter Androhung von Gefängnißstrafe abgeschafft würden, denen in Prag, wenn sie ihrer sich annähmen, Leibesstrafe angedroht werde. Verwende er sich hierum, so soll sein Versprechen in Erfüllung gehen. Sodann klagte der Churfürst, die Juden hätten in demjenigen von Trier einen Verfechter gefunden. Er schickte deswegen einen Abgeordneten nach Prag; Lang solle auf denselben Aufsicht haben, damit nicht sämtliche Juden zum Widerstand gegen die Commission sich ermuthigten; diejenigen zu Prag fänden unter den vornehmsten Dienern Gönner. Es ist glaublich, daß die Beklagten nichts unterließen, um das Gewitter, welches über sie ausbrechen sollte, abzuleiten. Der Churfürst stellte Lang vor: in welchem Maß das kaiserliche Ansehen gehöhhet, zugleich das seinige herabgesetzt werden müßte, wenn es ihnen gelingen sollte, die Wirksamkeit der Commission zu vereiteln; daher sie ernstlich müßten angehalten werden, vor demselben sich zu stellen. Zu jenem Zweck und um die Sache niederzuschlagen, sandten die Frankfurter Juden einige aus ihrer Mitte nach Prag, riefen dieselben, damit dieses weniger Aufsehen erzeuge, bald wieder ab und ersetzten sie durch andere. Es ist auch glaublich, daß sie diejenigen Mittel anwendeten, deren Wirksamkeit in kritischen Augenblicken sie jederzeit und gar zu gut kannten. Der Churfürst klagte Lang: sie machten dessen kein Hehl, die mainzischen Beauftragten mit 16 — 20,000 Gulden „geschmiert“ zu haben, so daß sie nun selbst vorgeben, „mehr als 50,000 Gulden würden nicht zu erschwingen sein.“ Ließe der Kaiser die Sache fallen, so würde er (der Churfürst) nur Betunglimpfung ernten, aber auch fortan zu keiner Commission mehr sich gebrauchen lassen.

Ob Lang den Aufforderungen des Churfürsten entsprochen, was er in dieser Angelegenheit gethan habe, wissen wir nicht; die Weise, wie der Churfürst darüber mit ihm in Correspondenz trat, giebt wenigstens Zeugniß über seine Stellung zu den Fürsten und zu den wichtigsten Sachen, die an das Reichsoberhaupt gelangten. Ueber den Verlauf der begonnenen Untersuchung wissen wir nur so viel, daß sie, wie so Manches, was in jener Zeit mit raschem Eifer begonnen ward, ein spurloses Ende nahm. Zwar wies der Kaiser die Sache dem Reichshoffiscal Johann Wenzel zu und setzte noch eine besondere Untersuchungscommission nieder. Wir kennen aber von den Ergebnissen derselben nur

Klagen, daß die Juden die kaiserlichen Befehle im Reich zu hintertreiben wagten. Des Churfürsten von Cöln Nachfolger und Neffe, Ferdinand, beschwerte sich über die großen Kosten, die ihm durch diese Sache wären veranlaßt und an denen ihm bisher noch nichts sei ersetzt worden. Die Juden wären Veranlasser derselben, sie daher der Wiedererstattung schuldig, sonst er sie an den Reichscontributionen abziehen würde.

Ein anderer Churfürst, mit welchem Lang in schriftlichen Verkehr kam und bei welchem er ebenfalls das alte Sprüchlein: ich gebe, um zu empfangen, in Anwendung zu bringen mußte, war der Markgraf von Brandenburg, Joachim Friedrich. Dieser bewarb sich bei dem Kaiser um schöne Pferde, was durch Lang's Verwendung bewilligt wurde. Des Churfürsten Bereiter sah ein solches auch in des Kammerdieners Stall und wünschte dasselbe für seinen Herrn zu erhalten. Bei der Berührung auf eine fürstliche Vergeltung, trat Lang das Pferd ab. Da jene sich verzögerte, hob er in einem Schreiben an den Churfürsten hervor, mit welcher Mühe er bei dem Kaiser sein Ansuchen, „sonderlich des ungewöhnlichen Gezeugs wegen,“ habe durchführen müssen und wie ihm für sein eigenes Pferd öfters 500 Thaler wären angeboten worden; er erwartete somit „eine churfürstliche Recompens.“ Diesem folgte wieder ein Erinnerungsschreiben, weil er von denen, welche dem Churfürsten die Geschäfte vorzutragen hätten, dürfte vergessen worden sein. Dieses Schreiben sollte, wenn es den Herrn in seiner Residenz nicht treffen würde, den vornehmsten Råthen übermacht werden. Der Churfürst entschuldigte sich hierauf bei Lang damit, daß er einige Zeit außerhalb seines gewöhnlichen Hoflagers sich aufgehalten habe und sandte ihm sein Bildniß mit einer goldenen Kette.

In einem der sächsischen Herzogshäuser war eine Vormundschaft zu bestellen. Der Churfürst nahm dieselbe in Anspruch. Herzog Johann Casimir von Sachsen-Coburg glaubte ein größeres Recht daran zu haben. Sein Agent zu Prag mußte Lang 200 Thaler als Neujahrs-geschenk geben, damit er seinem Herrn die kaiserliche Bestätigung zu Wege bringe, welchem er die Aussicht auf größere Erkenntlichkeit beifügte.

Nach dem Aussterben des alten Geschlechts des Herren von Dogenberg wollte Herzog Maximilian von Baiern die ihm wohlgelegenen ansehnlichen, reichsunmittelbaren Güter dieses Hauses erwerben. Dies glaubte er am sichersten durch Lang erreichen zu können, den er daher unter Anerbieten, des Dienstes eingedenk sein zu wollen, um Verwendung anging. Wahrscheinlich deswegen mochte seine Frau so ausgezeichnete Aufnahme an dem Münchener Hofe, er bereitwilligen Entsprechens bei dem Gesuch um Erweiterung seiner Rechte auf der Herrschaft Oberinglingen sich erfreuen. Ob eine andere Erkenntlichkeit von Seiten des Herzogs noch vor seinem Fall Lang zugeflossen sei, liegt im Dunkel, gewiß aber ist, daß jener seine Absicht erreichte.

Der Markgraf v. Burgau glaubte einzig Lang es verdanken zu müssen, daß er endlich in den Nachlaß seines vor elf Jahren verstorbenen Vaters, des Erzherzogs, Ferdinand von Tyrol, sei eingesetzt worden. Die Klage, daß es zu keiner Erledigung komme, die Bitte an Lang, daß er sich verwenden wolle, gleichwie des Markgrafen Dankagung mit einem eingehändigen höchst verbindlichen Nachtrage haben sich beide gleichwie Langs Dankschreiben für die „wirkliche Renumeration“ erhalten, nicht aber der Beweis für die ansehnlichen Summen, welche dem Gerücht zufolge jener sich mußte gefallen lassen.“

Feuilleton.

Ein Irrländer, dem man die Zimmer im Carleton-House (Pallast des Königs Georgs IV. von Großbritannien), zeigte, behauptete, die Decken wären zu niedrig, und wettete mit einem seiner Freunde, der ihn begleitete, daß er noch in einer Viertelstunde einen Mann ausfindig machen wolle, der nicht darin gerade stehen könne. Der Vorschlag wurde angenommen; er ging fort, holte einen seiner Bekannten, der buckelig war, bei dessen Anblicke sein Freund sich sogleich für überwunden erklärte.

Der Tokayer Wein, der König aller Weine,

wächst nicht bloß bei dem Dorf Tokay, sondern in der ganzen Umgegend, aber nur der Hügel Mizao giebt den vortrefflichsten. Der Boden besteht größtentheils aus Porphyr. In guten Jahren erhält man daselbst über 400,000 Eimer Wein. Der König Bala IV. kann für den Gründer dieses Weinbaues angesehen werden, den er zuerst von italienischen Ansiedlern betreiben ließ. Schon 1751 brachte der Zehent von diesem Weine 10,000 Dukaten dem Bischofe von Erlau ein. Der Wein reift sehr spät, die Weinlese beginnt oft erst den 28. October und noch später.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Rückmann.

In Commission von Bruno Hünze in Leipzig.